

Martin Suter
Lila, Lila
Roman

Diogenes

Umschlagillustration:
Elizabeth Peyton, ›Kirsty at Jorge's Wedding‹,
2001 (Ausschnitt)
Mit freundlicher Genehmigung von
Gavin Brown's Enterprise, New York

Für Gretli

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2004
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
800/04/44/1
ISBN 3 257 06386 5

Marie hatte Weihnachten nicht immer gehaßt. Als ganz kleines Mädchen hatte sie es fast nicht erwarten können, das nächste Fensterchen im Adventskalender öffnen zu dürfen. Und am Abend, an dem dann endlich, endlich das Christkind kam, saß sie stumm vor Ergriffenheit unter dem Christbaum und mußte von ihren Eltern dazu aufgefordert werden, die Geschenke zu öffnen.

Aber nach der Scheidung war Weihnachten nur noch dazu da, sie daran zu erinnern, daß ihre Eltern nicht mehr zusammenwaren. Sie mußte jetzt zweimal feiern, einmal mit Myrtha und ihrem jeweiligen Freund, einmal mit ihrem Vater und seiner furchtbaren neuen Frau.

Mit zwölf gab sie bekannt, daß sie nicht mehr Weihnachten feiern wolle. Bei ihrem Vater stieß sie dabei auf keinerlei Widerstand. Bei Myrtha war es komplizierter. Wenn sie von ihrer Weihnachtsdepression heimgesucht wurde, was, je älter sie wurde, desto öfter eintraf, brachte Marie es nicht übers Herz, Weihnachten zu ignorieren.

Aber jetzt, wo Myrtha in Crans Montana war und Marie unbeschwerte Weihnachten mit ein paar Videos und Fertigpizzas verbringen konnte, hatte sie plötzlich das Bedürfnis nach Gesellschaft. Deshalb verbrachte sie die letzten Abende des Weihnachts-Countdowns zu ihrer eigenen

Verwunderung mit ihrer neuen Ersatzfamilie im Esquina. Und selbst in den Nächten blieb sie nicht immer allein. Zwei davon verbrachte sie mit Ralph, auf den sie sich doch eigentlich gar nicht hatte einlassen wollen.

Für jeden Abend nahm sie sich vor, nur kurz auf ein Glas hereinzuschauen und vor zwölf zu Hause zu sein. Aber jedesmal blieb sie hängen. Nicht, weil das Gespräch gerade so interessant war oder die Gesellschaft so angenehm oder die Nacht so schön. Es war die Vorstellung, allein in der Wohnung ihrer Mutter vor dem Fernseher zu sitzen, die sie im Esquina hielt.

Erst am Tag vor Heiligabend führte sie ihren Vorsatz durch und war vor halb zwölf zu Hause. Sie zappte sich durch alle Sender und traf auf jedem auf etwas Weihnachtliches. Sie machte sich einen Kräutertee und zog sich in die karge Welt aus Stahlrohr und verzinktem Blech ihres Zimmers zurück. Die Einrichtung stammte aus der Zeit, als sie mit einem Mann, an den sie nicht erinnert werden wollte, eine Wohnung teilte und etwas Geld verdiente, und sie machte es ihr leichter, die Welt aus Plüsch und Nippes ihrer Mutter zu ertragen.

Sie fand eine CD, die sie nicht an Weihnachten erinnerte, und legte sich auf ihren Futon. Sie kämpfte sich ein paar Seiten durch den *Stechlin* und griff auf der Suche nach dem erstbesten Vorwand, abzuschweifen, und auch, weil er sie heute wieder so erwartungsvoll angeschaut hatte, nach Davids Manuskript. Es lag noch immer auf dem Regal, wo sie es vor vier Tagen hingelegt hatte.

Der erste Satz bestätigte ihren Verdacht, daß sie David falsch eingeschätzt hatte:

Das ist die Geschichte von Peter und Sophie. Lieber Gott, laß sie nicht traurig enden.

Um halb drei ging Marie in die Küche und machte sich einen Tee. Das Manuskript nahm sie mit. Sophie war vom Internat zurückgekehrt und nicht mehr die gleiche wie früher.

Peter hatte als Treffpunkt den Hirschenpark vorgeschlagen, die Bank beim kleinen Brunnen mit den zwei spielenden nackten Bronzekenaben. Ihre Bank. Dort hatte er ihre kalten Hände warm gerieben. Dort hatte er sie zum ersten Mal geküßt. Dort hatten sie sich zum ersten Mal gesagt, daß sie sich lieben. Dort hatten sie sich versprochen, daß sie sich immer treu bleiben würden.

Aber Sophie wollte nicht. Es sei ihr zu kalt, hatte sie gesagt. Jetzt, im Oktober! Als hätten sie nicht halbe Winternachmittage auf dieser Bank zugebracht, als die Bronzekenaben von einer Eisschicht überzogen waren und ihrer beider Atem sichtbar war, wenn sie Luft holten zwischen den Küssen.

Im Zoorestaurant wollte sie ihn treffen, wo es an Sonntagnachmittagen rammelvoll war. Wo sonntäglich herausgeputzte Familien lärmend ihre Meringues und Vermicelles verdrückten; wo die Kinder ihre Ovomaltinen, die Mütter und Tanten ihre Kaffees und die Väter und Onkel ihre Kirschs tranken. Wo er bestenfalls ein wenig ihre Hand halten durfte, ohne das sittliche Empfinden dieser Spießler zu verletzen. Dort sollte er ihr zum Sonntagskonzert von Radio Beromünster sagen, wie schreck-

lich er sie vermißt hatte und wie unbeschreiblich, unsagbar, unfassbar glücklich er war, sie wieder bei sich zu haben.

Das Teewasser kochte. Marie goß es über den Teebeutel in ihrer großen Tasse und ging zurück in ihr Zimmer.

Lieber Gott, dachte sie, laß es nicht traurig enden.

Marie hatte Tränen in den Augen, als sie kurz nach vier die letzte Seite gelesen hatte. Während der ganzen Lektüre hatte sie immer wieder David vor sich gesehen, diesen schüchternen, ungelassenen Jungen. Woher nahm er das? War er das selbst, dieser romantische, unverdrossene, verbissene Liebende?

Nichts in seiner Erscheinung und seiner Art ließ ahnen, was in ihm vorging. Zu welch tiefen Empfindungen er fähig war. Und dazu, sie in Worte zu fassen.

Marie war überzeugt, daß sie es hier mit einem kleinen Kunstwerk zu tun hatte. Und zwar nicht mit einem naiven. Das war nicht einfach die verzweifelte Niederschrift einer unglücklichen Liebe. Die Geschichte war in die genau recherchierten fünfziger Jahre versetzt. Und dadurch noch bewegender.

Marie löschte das Licht und versuchte einzuschlafen. Aber immer wieder sah sie David vor sich, wie er sie voller ängstlicher Erwartung angeschaut hatte, ob sie wohl seine Geschichte schon gelesen hatte oder vielleicht demnächst lesen würde. Sie schämte sich, daß sie ihn so lange hatte warten lassen. Gleich morgen früh würde sie ihn anrufen und ihn beglückwünschen.

Das letzte Mal, als sie auf die Leuchtziffern ihres Weckers schaute, war es fast sechs.

Marie war in einem Schloß am Meer. Sie saß in einem Schulzimmer voller Weihnachtsflitter in einer Schulbank für kleine Kinder und trug einen Faltenrock, einen Blazer mit goldenen Knöpfen und einen breitkrempigen Strohhut auf dem Rücken. In den anderen Bänken saßen die meisten ihrer Mitschüler aus dem Gymnasium, Myrtha und ihr Vater, die Clique aus dem Esquina und Lars. Alle schauten sie erwartungsvoll an, weil sie eine wichtige Frage beantworten mußte, sie wußte aber nicht, welche. Vor ihr stand Ralph, der aussah wie ihr Primarlehrer Häberlein, und nickte ihr aufmunternd zu. Die Antwort lag ihr auf den Lippen, nur die Frage war ihr entfallen.

Weinend erwachte sie und schaute auf den Wecker. Es war schon nach zwei Uhr. Sofort fiel ihr David wieder ein und sein Roman. Sie stand auf und rief die Nummer an, die er auf den Umschlag seines Manuskripts gekritzelt hatte.

Und jetzt saß sie ihm gegenüber, und es tat ihr leid, daß sie so grausam hatte sein können zu sagen: »Ich habe dich gewarnt, daß ich ehrlich sein werde.«

David nickte. »Ich weiß.«

»Gratuliere!«

Er blickte drein, als sei er nicht sicher, ob sie sich über ihn lustig machte. Er hatte die Koteletten etwas gestutzt. Sie fand, es sah besser aus.

»Ich habe es letzte Nacht an einem Stück gelesen. Ich finde es wunderbar, ehrlich.«

»Tatsächlich?« Jetzt lächelte er.

»Ach komm, das weißt du doch selbst, daß es gut ist.«
David hob die Schultern. »Ich dachte, es sei vielleicht eine Schnulze.«

»Ist es nicht. Es ist schön. Traurig und schön.«

David studierte den Boden seiner leeren Tasse und lächelte.

»Wann schreibst du so etwas?«

»Ach, tagsüber. Oder wenn ich nach Hause komme und noch nicht schlafen mag.«

»Du kommst morgens um drei mit dröhnenden Ohren nach Hause und kannst dich in die Welt von Peter und Sophie versetzen und in die fünfziger Jahre?«

»Um vier. Meistens wird es vier, bis ich zu Hause bin.«

»Unglaublich.«

»Da ist nichts dabei. Es ist wie ein Zwang. Nicht zu schreiben wäre schwieriger. Trinkst du nichts?« Ein Kellner hatte sich abwartend neben den Tisch gestellt.

»Doch. Und Hunger habe ich auch. Ich habe heute noch nichts gegessen wegen dir.« Sie bestellte ein Mineralwasser und ein Panino mit Gorgonzola, Melanzane und Salami.

»Ich freue mich, daß du es okay findest.«

»Ich finde es mehr als okay. Ich finde es wundervoll. Und ich bin sicher nicht die einzige.«

David antwortete wieder mit seinem zweifelnden Schulterzucken.

»Wem hast du das Manuskript sonst noch gezeigt?«

»Niemandem.«

»Warum nicht?« fragte Marie überrascht.

»Ich kenne niemanden.«

»Mich kennst du ja auch nicht.«

»Ein bißchen schon, oder?« Er blickte von seiner leeren Tasse auf. Als er ihren Augen begegnete, wandte er den Blick wieder ab.

»Hast du keine Freundin?«

»Nein, bin solo.« Die Antwort kam blitzschnell.

Der Kellner brachte das warme runde Sandwich. Marie nahm es in beide Hände. »Und einem Verlag hast du es natürlich auch noch nicht geschickt.« Sie nahm einen Biß.

»Nein, nein. Ich will es nicht veröffentlichen.« David klang erschrocken.

Als Marie geschluckt hatte, fragte sie: »Weshalb schreibst du denn, wenn du es nicht veröffentlichen willst?«

»Mehr so für mich. Wie andere Briefmarken sammeln.«

»Und die Frauen fragen, ob sie noch schnell raufkommen, die Briefmarkensammlung anschauen?« lachte Marie.

David wurde rot, und Marie bereute den Witz.

Als Marie ihr Panino gegessen hatte, sagte sie: »Ich weiß einen Verlag, zu dem *Sophie, Sophie* gut passen würde. Willst du dir den Namen notieren?«

»Nein, danke«, antwortete David mit Bestimmtheit.